

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 52 (2009)

Artikel: Gesprächstemperaturen : oder das geheime Leben der Pomona, genannt Stopp-Lisi

Autor: Mannhart, Urs / Unternährer, Fabian

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072195>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gesprächstemperaturen

oder Das geheime Leben der Pomona, genannt Stopp-Lisi

Urs Mannhart und Fabian Unternährer



Spät nachts, Wortgeschiebe auf geschmeidiger Zunge, Tastsinn an glänzenden Gläsern, das Labyrinth der Gehörgänge, ein Gesangsverein, der durcheinander die verschiedensten Lieder und zugleich ein- und dieselbe Strophe singt: mit schwerer Stirn stehe ich am Tresen in der Traube, in diesem widersprüchlich beleumundeten, nikotinverwöhnten Lokal, wo mir von Einheimischen ein Langenthal präsentiert wird, von dem nichts ahnt, wer seine Abende im Lydia-Eymann-Haus verbringt. Es ist die Stunde zwischen Hund und Wolf, als ich entscheide, es sei Zeit, mich nach Hause zu begleiten. Draussen empfängt mich ein nebliger November, ich halte die Nase in den Wind, es knackt im eigenen Gebälk. Für die Gondoliere, die mich beschwatschen, die mich vom hohen Bürgersteig aus zu einer romantischen Fahrt in ihren Schaukelbooten überreden wollen, habe ich ein müdes Lächeln übrig. Ich setze meine Beine ins Werk, schicke mich ins Pflaster, spreche in Versen und in Haikus, setze die Welt in den Konjunktiv, schimpfe auf Spelterini und tadle den Ovid, alles in traubentrunkener Fabulierlust, bis zu jenem Moment hin, da in unmittelbarer Nähe eine Dame in schallendes Gelächter ausbricht. Ich blicke mich um. Mit einem Mal fühle ich mich stocknüchtern und stelle mit Schrecken fest, dass ich – weiss der Teufel, wie es dazu kommen konnte – mit beiden Händen einen nackten Frauenfuss umklammert halte, der zu einer Dame gehört, die auf einem Podest vor mir steht, es ist die Bronzefigur beim Stadttheater, nie zuvor habe ich ihr Beachtung geschenkt.

Das haben Sie aber hübsch gemacht, sagt die Dame, die mich anlächelt wie ein Sonnenaufgang über den Wässermatten. Und ich, der ich beschämt meine Hände von ihren Füssen nehme, der ich gar nicht wissen will, ob ich ihr in der Tat einen Fuss geküsst habe, ich nehme Abstand von der Szene. Zu meiner vollständigen Verblüffung steigt die Dame vom Podest, ihren Apfelzweig in der Hand. Sie ist von altersloser Schönheit. Sie küsst mich kurz auf die Wange und stellt sich als Pomona vor, als Göttin des Obstes und der Baumfrüchte, hier in Langenthal sei sie aber besser bekannt als Stopp-Lisi. Stopp-Lisi, wiederhole ich erstaunt; das klingt nicht gerade nach dem Namen einer Göttin. Ja, vielleicht nicht der charmanteste Name, das gebe sie zu, aber sie störe sich nicht daran. Sie verweist auf ihre Beine, erst jetzt fällt mir auf, dass diese bemalt sind: leuchtend rot und grün, in der Tat könnte man sie, wie sie da auf dem Podest an der Kreuzung steht, für eine Ampel halten. Seit gut

35 Jahren werde sie von einem unbekannten Verehrer bemalt, erklärt sie, und bittet mich ohne Umschweife, ihr zu helfen, den verstohlenen Liebhaber ausfindig zu machen. Es bleibe nur wenig Zeit. Um halb sechs, ehe die ersten Langenthaler aus dem Bett kröchen, müsse sie wieder auf dem Piedestal stehen. Gut, sage ich, ohne zu wissen, auf was ich mich einlasse. Sie geht neben mir her, barfuss und so, als sei die Freundschaft zwischen uns bereits etwas Unumstössliches. Ich schlage vor, zurück in die Traube zu gehen, dort vermute ich noch den einen oder anderen Junggesellen. Neinein, sagt Pomona, mein Verehrer hat mit dem Wald zu tun, wir müssen in die Wälder. Ich will ihr erklären, dass es keine gute Stunde sei, um sich ins Holz zu schlagen, aber ich begreife, ich bin mit einer Göttin unterwegs, sie wird schon wissen, was zu tun ist. Als wir in der Rankmatte die letzten Häuser hinter uns lassen, vor uns nur Feld und Wald, fällt mir auf, wie hell die Nacht jetzt ist, wie klar und gefügig. Ich möchte wissen, wie sie ihren Verehrer erkennen wird. Sie lacht verschmitzt und poliert einen Apfel. Beisst mein Verehrer in diesen Apfel, sagt sie, so bekommt er glühend rote Wangen. Und ich bin ein bisschen enttäuscht, dass sie nicht auch mir einen Apfel anbietet, dass ich als Verehrer so gar nicht in Frage zu kommen scheine.

Wir sind im Wald, wir gehen auf lehmigen Pfaden, als ich Pomona frage, wo sie herkomme. Sie schweigt sich aus. Sie erzählt lieber davon, wie temperaturempfindlich ihre Beine seien. Oben auf dem Podest befanden sich ihre Füsse so ziemlich auf Mundhöhe der Menschen, es sei deswegen nicht erstaunlich, dass sie die Gesprächstemperatur in der Stadt so deutlich wahrnehme. Gesprächstemperatur, sage ich, von so einer Sache hätte ich noch nie gehört. Um uns stilles Nadelholz, schwarze Weisse Zweige im schwachen Schimmer des Mondes, nimmt Pomona meine Frage zum Anlass, in einer grossen Mäander über Begriffe zu referieren, die mir noch nie begegnet sind: Redefieber, Themenbronchitis, Rhetorikgrippe, dann auch Gesprächsfrost, Silbenbisse, Föhnlage der Komplimente, allgemeine Grosswörterlage, Sprachhochnebel, Kaltwörterfront, aufgehübschte Vorhersagen und üble Nachreden, das Kommunikationshoch der Biskaya und das Ozonloch der Sprachlosigkeit – ich verstehe kaum, um was es da geht, das muss mit der Antike zu tun haben, opulente Metaphern und eine Art zu denken wie nicht von dieser Welt. Es habe vieles, sagt Pomona, vieles, wenn nicht gar alles, was menschliches Mit- und Gegeneinander ausmache, mit Temperatur und















Klang zu tun. Dazu sei zu sagen, und das gehe hervor aus alten Urkunden, dass Langenthal früher Langenton geheissen habe, und sie erzählt von einer Zeit, da Tonschöpfung, Tonrelation und Sonorität an erster Stelle standen, da sich alles nach Temperatur und Klang richtete, von einer Zeit, da die Wässermatten Wörtermatten waren, und wie wir in diesem Moment eine Lichtung erreichen, in der ich zum Sternenhimmel aufblicke, stelle ich mir vor, dass mit Langenton, mit diesem lang anhaltenden Ton das Summen der Sterne gemeint gewesen sein muss, früher, lange vor meiner Zeit, als hier schwarzbraun und tonnenschwer die letzten Stücke des Rhonegletschers in den Feldern hockten, so dass weidender Vieh auch bei anhaltender Trockenheit etwas zu lecken hatte. Ich sinniere über den Klang im Zwischenmenschlichen, über Langenthal als einzig grosses Konservatorium für gesprochene Musik, als wir unvermutet vor einem kleinen Weiher, einem stillen Gewässer stehen. In der Dunkelheit spricht Pomona einen Mann an, den ich ohne sie kaum gesehen hätte: eine einsame Silhouette mit Angelrute, ein Tage- und Nächtedieb, der hier auf kleine Fische oder grosse biographische Veränderungen wartet. Pomona, nie um einen Apfel verlegen, bietet dem Mann eine Frucht an. Erst etwas irritiert, schlägt der Mann das Angebot nicht aus und beginnt zu erzählen, von sich und vom Weiher hier, der Probierloch heisse und nichts anderes als die Wassergrube sei, die zurückblieb, nachdem man 1874 die Beschaffenheit des Untergrunds untersucht habe, für die geplante Bahnlinie zwischen Paris und Italien, die eben genau hier, im Wald zwischen St. Urban und Langenthal, zu liegen gekommen wäre. Lange her, verdammt lange her, das alles, denke ich. Lange her, als die Eisenbahn noch eine Verheissung war, nicht eine Abfolge von Tunnelröhren. Der Mann isst den Apfel restlos auf, doch seine Wangen färben sich nicht, beginnen nicht zu glühen. Pomona und ich, wir verabschieden uns vom nächtlichen Angler.

In einem weiten Waldbogen schreiten wir weiter, passieren das Zankhölzli, den Riedhof, das Thunstetterholz, und ich möchte wissen, was es mit ihren Früchten auf sich habe. Sie erklärt, der Apfel sei zwar seiner allgemeinen Bedeutung nach ein Symbol der Fruchtbarkeit. Der Apfel, den sie am Zweig mit sich trage, sei aber nicht die Sürze körperlicher Sinnlichkeit, trage nicht den Glanz der Verführung, auch stehe sie ja nicht entblösst auf dem Podest, nein: Ihr Apfel stehe für die Fruchtbarkeit des Gesprächs, für das Gedeihen einer Auseinandersetzung. Dar-

über hinaus müsse ich wissen, dass ein Baum mehr Früchte trage, wenn man den Kadaver eines jungen Schafes ins Geäst hänge. Oder dass ich einen Apfel so schälen könne, dass die Schale nicht abreisst, um diese dann nach hinten über die Schulter zu werfen. Aus der Figur der am Boden liegenden Schale könnte ich sodann den Anfangsbuchstaben meiner Zukünftigen ablese. Und dass sie ihren Apfel nun verschenkt habe, frage ich, sei das nun nicht doch ein Problem. Da lacht sie nur und zeigt ihren Zweig her, an dem wie zuvor zwei Äpfel hängen. Reisse ich einen ab, erhalte ich sofort einen neuen, sagt Pomona, ein kleiner Vorteil der Unsterblichkeit, immerhin. Im Längmoos, wir marschieren auf einem sumpfigen Karrweg, treffen wir auf einen älteren Mann, der ein mächtiges Walfischgerippe durchs Unterholz schleift. Im Hardwald habe er diesen Fund gemacht, sagt er, und er sei überzeugt, dass da noch mehr Fischknochen zu finden seien. Pomona bietet ihm einen Apfel an, er dankt und beißt hinein. Überdeutlich höre ich, wie die Zähne ins Fruchtfleisch greifen, es ist sehr still im Längmoos, zu dritt stehen wir zwischen den Tannen, hie und da ein Knacken und Knirschen, Geräusche einer vermorschten, brüchigen Zeit, einem zarten Rouge ähnlich liegt ein kleiner Flecken Mondlicht auf Pomonas Wange, die mit ihren grünroten Beinen neben mir steht und sich mit dem Archäologen unterhält, sich austauscht mit ihm über eine Zeit, als die Dörfer noch Kommunen hielten, Lateinisch communis, und da noch allen klar war, dass sich das Wort Kommunikation vom gleichen Wortstamm herleitet. Sie unterhält sich bestens mit diesem knochensuchenden Altphilologen, und ich sehe, sie ist enttäuscht, als sich abzeichnet, dass auch seine Wangen blass bleiben. Ich unterbreche das Gespräch und weise auf die fortschreitende Zeit hin. Wir verabschieden uns, gehen vom Neuhof her auf das Stadtzentrum zu. Vor den Türen der inzwischen geschlossenen Traube sitzen drei Männer, deren Position durch die Polizeistunde nur unwesentlich verschoben worden ist, und die dort draussen, ich verstehe es nur undeutlich, über Huttus und Hindus diskutierten, über Kamerun und Chrämerhuus, schwer alkoholisiert, Pomona würdigte sie keines Blickes. Ziemlich müde und mutlos nach erfolglosem Marsch, erreichen wir das Stadttheater. Schluss, Aus, Äpfel, Amen, sagt sie, klettert auf ihren Sockel, placierte die nackten Füsse und fragt mich, ob ich sie nächste Nacht wieder begleiten möge. Ich will ihr sagen, dass das ganz toll gewesen sei, dieser nächtliche Spaziergang, will fragen, wann



genau nach Mitternacht ich kommen solle, aber da ist sie bereits zu Bronze erstarrt.

Nach unruhigem Schlaf durchforste ich die Bibliothek Lydia Eymanns nach Hinweisen auf Pomona. Ich bekomme zu lesen, dass sie unglücklich vermählt ist mit Vertumnus, dem Gott des Jahreswechsels. Dieser, als Gott auch der Verwandlung und Verkleidung, hat das Herz Pomonas nur gewonnen, indem er sich, als Frau verkleidet, zu ihr gesellte, um ihr, ganz beiläufig, aber in den höchsten Tönen, von Vertumnus zu erzählen. Nur so ist zu verstehen, wieso Sprache und Rhetorik, Meinung und Gespräch, Temperatur und Klang ein derart grosses Thema sind für sie: Als Liebesopfer der Rhetorik misstraut sie allem, das im Gewand einer Verkleidung daher kommt, als Liebesopfer kämpft sie für die Kraft des ungeheuchelten Wortes, für den Wert ehrlicher Auseinandersetzung. Ich sehe also besser davon ab, ihr etwas vorzuschwindeln. Sehe besser davon ab, mir ihretwegen mit Tannenzweigen einen rustikalen Geruch unter die Achseln zu reiben. Ich werde mir nächste Nacht einfach etwas Mut antrinken, werde zu mitternächtlicher Stunde bei ihrem Piedestal erscheinen, in einem unbeobachteten Moment ihren Fuss küssen, auf meine Gesprächstemperatur achten und auf einen weiteren nächtlichen Spaziergang hoffen.

Der Text zu diesem Portfolio entstand während des Aufenthalts von Urs Mannhart in Langenthal im Rahmen des Lydia-Eymann-Stipendiums 2007/2008. Die Illustrationen dazu fotografierte Fabian Unternährer 2009.

Model: Finola Hugo.
Assistenz: Vivianne Günther

Urs Mannhart
Geboren 1975. Einige Semester Germanistik, Anglistik, Philosophie. Mitgründer der Literaturgruppe dieAutören. Im bilgerverlag, Zürich, erschienen die Romane *Luchs* (2004) und *Die Anomalie des geomagnetischen Feldes südöstlich von Domodossola* (2006). Kooperation mit Musikern, Fotografen und Zeichnern. Lebt in Bern.

Fabian Unternährer
Geboren 1981. Fotografische Ausbildung und Diplom am Centre d'enseignement professionnel de Vevey (CEPV), erfolgreicher Abschluss 2007. Seither freischaffender & selbständiger Fotograf, lebt in Bern. Mehr Informationen unter: www.fu-photo.ch